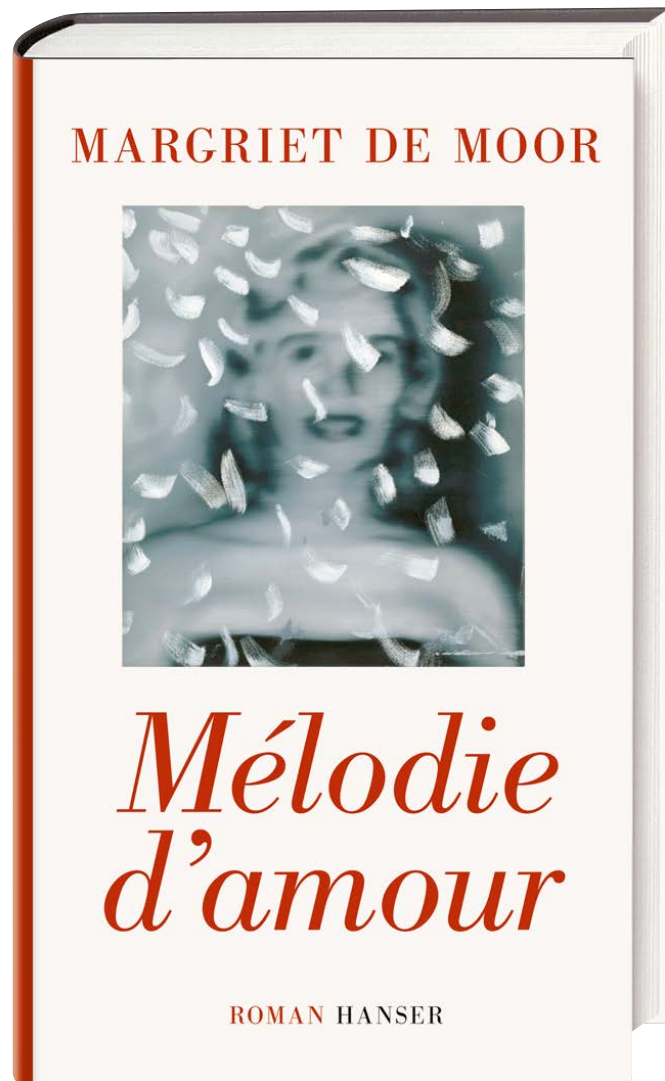


Leseprobe aus:

Margriet de Moor  
*Mélodie d'amour*



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER





Margriet de Moor

*Mélodie d'amour*

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Helga van Beuningen

Carl Hanser Verlag

Die niederländische Originalausgabe erschien  
2013 unter dem Titel *Mélodie d'amour*  
bei De Bezige Bij in Amsterdam.

Die Originalausgabe wurde für die deutsche Übersetzung  
in Absprache mit der Autorin vollständig durchgesehen.

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24478-8

© Margriet de Moor 2013

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C006701**

*Le comment n'est pas le pourquoi*

Francis de Miomandre



*I*

*Sein Vater, seine Mutter*





*Er ist mit dem Fahrrad gekommen.* Es regnet nicht mehr, von irgendwo scheint sogar ein wenig Mondlicht. Es ist genau fünf vor acht, als Gustaaf Doesburg beim letzten Häuserblock des Goudsesingel absteigt und sein Rad an einen Laternenpfahl schließt, gut so, jeder vernünftige Mensch tut das, obgleich er bestimmt schon das Gefühl hatte, auf dem Weg zu einer irrsinnigen Szene zu sein. Fünfzig Meter weiter gab es damals noch ein kleines Stück Innenstadt, das nicht nur die Bomben überlebt hatte, sondern auch die Bauwut der ersten Nachkriegsjahrzehnte. Es ist Dienstag, der zehnte November 1970. Nichts in diesem Viertel war abgebrannt, eingestürzt oder auch nur zugenagelt gewesen. In eines dieser renitenten Häuschen, deren Obergeschoss aus einem Spitzboden bestand, auf dem man gerade so eben stehen konnte – aber *sie* konnte damals schon nicht mehr stehen –, ist Atie nach der Scheidung eingezogen. Vorgestern ist sie gestorben. Gustaaf Doesburg legt das letzte Stück zu Fuß zurück, neugierig, entschlossen, bang, und biegt nach rechts in die Gasse ein, die zu den kleinen Höfen hinter den Häusern führt. Ausgerechnet Luuk, ihr Liebling, hat das Gebot der Mutter übertreten und dem Vater berichtet, dass es vorbei ist. Aus und vorbei.

Der heimliche Anruf hat ihn am Tag zuvor erreicht, als er allein zu Hause war, frisch geduscht und in Schlappen nach der Arbeit. Es traf ihn körperlich, wie ein Schlag in den

Magen, aber er reagierte, noch bevor der Schlag verebbte, wie es seine Art war, drastisch.

Er sagte zu seinem Sohn, dass er sie noch *einmal* sehen wolle.

»Das geht nicht, Papa.«

Sie wussten es. Sie wussten es beide verdammt gut. Dennoch führten Gustaaf und Luuk diesen belanglosen kleinen Dialog, in dem eine ihnen bestens bekannte elende Tatsache noch einmal erwähnt und bestätigt wurde. Belanglos oder nicht, dieser Dialog ist Teil ihrer Familiengeschichte, des Schicksals von Atie und Gustaaf Doesburg-Maas und ihrer Söhne Kaspar, Wijnand, Jan und Luuk. (Dass die vier Brüder auch noch eine Halbschwester haben, Dittie, ist eine Geschichte für sich.)

Atie gestorben ... war das die Möglichkeit?

Gustaaf, den Hörer am Ohr, hatte sich zum triefenden Garten gewandt, während ihm alles mögliche durch den Kopf ging, Farben, Geräusche, Bilder, zum Beispiel die Art, wie sie lachte, mit weit zurückgelegtem Kopf, aber auch die Art, wie sie knurrte, wirklich wie ein Tier, wenn ihr etwas nicht passte. Währenddessen war ihm bewusst, woraus das leise atmende Rauschen am anderen Ende der Leitung bestand. Luuk, der wahrscheinlich aus dem Sterbehaus anruft, denkt an das unumstößliche Gesetz, das seine Mutter gleich bei ihrem Umzug erlassen und wie ein Gelöbnis ihren Söhnen verkündet hat. Der Junge sieht Aties blassgrüne Augen auf sich gerichtet, als sie kundtut, sie werde ihrem Mann, von jetzt an als ihr Ex zu bezeichnen, zeit ihres Lebens nicht gestatten, auch nur einen Fuß in ihre Wohnung zu setzen.

Aber – jetzt ist sie doch tot?

Auch dann nicht.

Das Nein der Mutter, in ihrem letzten Lebensabschnitt eines ihrer stärksten Attribute, hing noch durch und durch irdisch in der Luft. Die Söhne wussten das. Ihr Vater auch.

Dennoch murmelte Gustaaf: »Das geht schon.«

Es blieb still. Keine unmittelbare Reaktion von Luuk, der durchaus gedacht haben mag, hier werde ihm etwas Verachtenswertes vorgeschlagen. Denn Verrat, ja, der ist natürlich immer möglich.

Doch jetzt schnaufte Gustaaf verwirrt. »Wie ist es passiert?« fragte er mühsam, wobei er nichts von seiner Furcht verbarg.

»Am Morgen ging es ihr eigentlich kaum schlechter als ... als am Tag zuvor«, hatte Luuk begonnen.

»Ja ...?«

Zögern, Unbehaglichkeit. Es war unmöglich, das haben beide so empfunden, das hoffnungslose Gespräch abubrechen. Aber: in welche Richtung sollte es gehen?

»Nein, kaum ...«

Gustaaf hat die Bestürzung im Gestammel des jungen Mannes gehört. Seine Unfähigkeit, auch nur ein wenig Ordnung in eine Fülle von Szenen, manche von hypnotischer Präzision, zu bringen, deren Zeuge er doch selbst gewesen ist und sogar in der ersten Reihe. (Sie hatte also am Morgen in ihrem Ledersessel gesessen und mit der Pflegerin und mit Kaspar gescherzt, der in jener Nacht turnusgemäß bei ihr gewesen war. Gegen Mittag, im Bett, bewegte sie sich nicht mehr, wollte kein Wort sagen, schien aber zu schauen. Der Arzt, mit dem sie schon seit Jahren eine Art übermütiger Kameradschaft verband, kam, beugte sich über die Kranke und sah nachdenklich auf. Luuk solle seine Brüder anrufen.)

»Es geschah fast unmerklich«, erfuhr Gustaaf. Und, nach einer mindestens halbminütigen Pause, was am Telefon eine

Ewigkeit ist: »Währenddessen schaute sie die ganze Zeit, Papa, sie behielt dabei einfach die Augen offen ...«

Schlucken.

»... verdammt.«

Es ist sehr dunkel in der Gasse. Gustaaf Doesburg, der hier noch nie war, geht achtsam über die Klinkersteine. Mondlicht legt auf die Wände links und rechts einen gräulichen Überzug, als hätte man sie für einen Umbau abgedeckt. Ohne zu wissen, was ihn erwartet, befolgt er die Anweisungen, die sein jüngster Sohn ihm erteilt hat.

»Na schön, ich rede mit ihnen«, hatte der weich gewordene Luuk den Anruf beendet, auf einmal mit rührendem Eifer in der Stimme, und er meinte damit seine Brüder. Er zielte auf eine Lösung ab, von der er sich in diesem Moment noch nicht die leiseste Vorstellung machen konnte, mit der sie aber selbstverständlich alle vier einverstanden sein mussten.

Haben sie sich dafür in der Eckkneipe getroffen? Eine ingenieöse Lösung kriecht nicht von selbst unter einem Stein hervor. Wie viele Schnäpse oder Biere sind nötig, um sich einen Streich auszudenken, der 1) auf der Hand liegt und 2) zutiefst traurig ist? Oder haben sie sich den Dreh erst an Ort und Stelle einfallen lassen, im Vorderzimmer, das durch einen mit Schrankbrettern getäfelten Durchgang mit dem Schlafzimmer verbunden ist, in dem Atie, noch nicht eingesargt, lag? Gustaaf wurde zum zweiten Mal angerufen, als er mit Frau und Töchterchen am Frühstückstisch saß. Marina war ans Telefon gegangen. »Für dich.« Er legte hastig seine Brille neben die Zeitung.

Luuk: »Komm heute abend um acht, Papa.«

»Gut.«

»Warte auf dem kleinen Hof hinter dem Haus. Klopf ein-

fach mit dem Ring an die Fensterscheibe des hinteren Zimmers, wenn du da bist.«

»Was ...? Wo denn genau ... auf dem Hof?«

»Ja, ja, auf dem Hof. Da kommst du ganz leicht hin durch die Gasse zwischen Haus Nummer sieben und Haus Nummer neun, es ist gleich der erste, links, du kannst dich nicht vertun, wir sorgen dafür, dass das Tor auf ist.«

Die Hände um die Teetasse, Schultern hochgezogen, wie gewöhnlich beim Frühstück, hat Marina, ohne auch nur die geringste Diskretion vorzutäuschen, das Telefongespräch ihres Mannes verfolgt. In den sieben Jahren, die sie und Gustaaf inzwischen verheiratet sind, ist das Verhältnis zwischen den vier Söhnen und der neuen Ehefrau ihres Vaters erstaunlich ungewungen geblieben. Im vorigen Monat, als Kaspars Frau eiligst in die Lidwina-Klinik musste, um das zweite Kind zur Welt zu bringen, hat Marina nachts auf das zurückgelassene Kleinkind aufgepasst.

Die feuchte Gasse macht einen Bogen nach links. Wo genau muss er hin? Gustaaf sucht das Tor, das da irgendwo für ihn geöffnet worden sein muss, er sucht einzig und allein das Tor und nichts anderes, doch wie können sich manche Dinge doch einer Vorstellung aufdrängen, mit der sie nichts zu tun haben! Natürlich, es ist November, und dann sind Regen und Kälte zu erwarten, ja, es ist nach Sonnenuntergang, und dann ist es normalerweise dunkel und auch trübselig, wenn man in der entsprechenden Stimmung ist. Aber warum steht unter einem Vordach bei den Nachbarn von Nummer sieben, das heißt auf der rechten Seite der Gasse, ausgerechnet eine Schubkarre mit einem Berg Laub, und warum liegt, wie eine Art Ehrensalut, ein Männerhut obendrauf? Das Tor, eine Abtrennung aus dünnen Brettern, die mit einem Querbalken zusammen-

genagelt sind, gibt sofort nach, als er die Finger leicht dagegen drückt. Warum leckt die Regenrinne an ihrem Häuschen? Hätte die nicht jemand mal eben reparieren können? Warum schleicht zwischen den schwarzen Pflanzenstengeln hinter einem niedrigen Drahtgeflecht irgendein Tier, wahrscheinlich eine Katze? Gustaaf hat den kleinen Hof erreicht und sieht, majestätisch in dessen Mitte, einen Tisch, einen gediegenen Küchentisch aus naturbelassenem Kiefernholz. Warum steht das Ding da? Nicht angegriffen von der Witterung?

Er schaut nach links. Dies wird wohl das Fenster des hinteren Zimmers sein, wahrscheinlich ihr Schlafzimmer. Die Scheibe glänzt bläulich, zugezogene Vorhänge schirmen ein Licht ab, das irgendwo da drinnen brennt. Könnte eine Bettlampe sein. Er geht darauf zu, tückt mit dem Ring an das Glas und wartet. Stille, die wie jede Stille auch jetzt wieder prallvoll mit Wörtern ist. Verdammt noch mal, Atie, du Mistweib, wenn du mich hier sehen könntest, gebeugt, sehnsüchtig, heimlich an deinem Fenster ...

Vom Turm der Laurenskerk am Grotekerklein hat es bereits vor ungefähr zehn Minuten achtmal geschlagen, als Gustaaf Doesburg, wieder durch das Tor hinausgegangen, unverwandt auf den Eingang der Gasse starrt. Silhouette eines Bettlers von kräftiger Statur, bekleidet mit einer bauschigen Jacke und Arbeitsschuhen, windzerzaustes Haar. Mit achtundfünfzig besitzt Doesburg nicht nur weiterhin sein gesamtes lockiges Haar, das Dunkelblond ist zudem kaum ergraut, lediglich etwas fahler geworden. Er reckt den Hals wie ein Hund, sieht nichts, hört aber um so besser. Dahinten, um die Ecke, ist mit einem leisen Klicken die Haustür aufgegangen.

Dann: »Zurück!«

Die Stimme von Kaspar, wie immer der Anführer.

»He, ihr Blödmänner, nicht so schnell!«

Es folgen sekundenlang Geräusche, gedämpfte, ja, aber gerade dadurch imstande, zu sagen, dass hier entweder etwas Schweres oder etwas besonders Prekäres passiert.

Auf einmal Jan: »Das geht so nicht. Wir kommen nicht um die Ecke. Wenn ihr mal ein bisschen kippt?«

Wijnand, aufbrausend: »Mensch, spinnst du? Dann rutscht sie mit dem Kopf an die ...«

Jan, unterbrechend: »Nein, ich meine nicht nach hinten. Nur ein bisschen zur Seite ... ja, so ... noch einen Tick, und dann schaffen wir's. Was ist, was hast du?«

Luuk: »Ich habe den Griff nicht richtig zu fassen. Können wir sie nicht kurz absetzen? ... Mist ... verflixt noch mal ...«

Jan: »Stütz ihn auf deinem Knie ab.«

Schlurfen, drehen, bücken, seufzen, das haben die vier Brüder vor dem Häuschen ihrer Mutter getan, und das konnte man in der Gasse daneben alles hören. Danach: »Okay, und los ...!« Pures Glück, dass der Regen noch kurz auf sich warten lässt.

Als die Wolken aufreißen und der Mond ein Rechteck auf die Gasse zeichnet, befindet Gustaaf Doesburg sich in der Situation eines erwachsenen Mannes, der noch nicht mal das Simpelste weiß, was ein erwachsener Mann in seinem Leben wissen sollte. Wo bin ich? Als löse sich ein Schleier von seinen Augen, sieht er zwar die Stadt um sich herum daliegen, nach Diesel stinkend, doch die Gasse mit dem, was da auf ihn zuwogt, bleibt äußerst verschwommen. Mit dem Verstand weiß er, dass in fünfzehn Meter Entfernung seine Söhne, alle vier, auf ihn zukommen, in ihren Händen die Last von Atie in ihrem Sarg. So etwas kann man nicht glauben. Um sich zu fassen, denkt er: Fehlt nur noch, dass sie sich das Ding auf die



Schultern gehievt haben, so feierlich, so eifrig wie sie da anmarschiert kommen. Wollen sie es für mich zeremoniell machen? Oder geben sie sich so viel Mühe aus Pietät mit sich selbst, weil sie die Söhne sind? Er erkennt den sensiblen Luuk, der links vorne geht, in der Annahme, dass dieser ihn ebenfalls erkennt, womit er sich täuscht.

Denn Luuk nimmt im Halbdunkel beim Tor lediglich einen herumlungernenden Bettler wahr, ohne Hut, kräftige Statur.

Dennoch grämen sich der junge Mann und der Bettler insgeheim über dieselben Dinge, in diesem Moment. Gestank, Lärm, Miesigkeit und dazu noch dieser Scheißregen, der jeden Augenblick wieder beginnen kann. Weswegen sind wir eigentlich hier?

Ja, weswegen?

*Sie bestellte einen Spediteur. Sie maß die Vorhänge aus.*

Alle waren sich darin einig gewesen, wenn auch verwundert: Atie war mit dem Umzug einverstanden. Die Familie kam während der Sommerferien 1957 in der brüllenden Stadt an, wie Atie ihren neuen Wohnort nannte, wenn sie grimmig, aber nicht böse gestimmt war, und bezog ein herrschaftliches Haus vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts an der Mathenesserlaan. Wie in Hoek van Holland wurde das nach vorn gelegene Zimmer im ersten Stock mit der schönsten, na gut, mit der am wenigsten unfreundlichen Aussicht des Hauses automatisch ihr, Aties, Schlafzimmer und somit auch des Hausherrn. Der Raum ging nach Süden, wie in Hoek, er hatte einen schmalen Balkon, einen dreigeteilten Erker mit einem schönen Bleiglaselement darüber bis zur Decke, die mehr als drei Meter hoch war. Es herrschte gerade eine furchtbare Hitze, als Möbel und Koffer geschleppt werden mussten, doch das flämische Bett mit den gedrechselten Füßen stand bereits in der ersten Nacht am richtigen Platz. Ja, wieder genau wie im geliebten Hoek an der Wand, im rechten Winkel zu den Fenstern, mitsamt Bettzeug und aufgeschüttelten Kissen.

»Tja«, meinte Atie zögernd gegen Mitternacht, im Nachthemd. »Morgen früh um fünf ist es hier taghell.«

Sie stand mit Gustaaf mitten im Raum und blickte zu den Fenstern und auf das Durcheinander ringsum. Beide fragten sich, wo sie auf die Schnelle einen Hammer und ein paar Nä-

gel finden könnten. Wenig später balancierte er auf der obersten Stufe einer Stehleiter, und sie reichte ihm den Zipfel eines alten Vorhangs. Er schaute hinunter, am Ende eines mordsanstrengenden Tages, und was er sah, war nicht das ihm entgegengehaltene Stück Gobelin, sondern Aties mattweiße Schultern und Hals im grellen Licht einer an einem Kabel hängenden Glühbirne.

»Da«, befahl sie.

Worauf Gustaaf mit ein paar groben Nägeln einen rot geblühten Vorhang provisorisch an den Fensterrahmen des Hauses nagelte, das er mutig auf Hypothek gekauft hatte. Im März dieses Jahres hatte er sich mit seinem engsten Mitarbeiter über die Bücher des Saugbagger- und Transportunternehmens Doesburg gebeugt. Er war beeindruckt. Das Großgerät, darunter der wahnsinnig teure, dieselbetriebene Saugbagger, war, wie sich jetzt zeigte, völlig problemlos, ja sogar vorzeitig abbezahlt worden. Der Bedarf an Baggern war schon gleich nach dem Krieg im In- und Ausland sehr groß gewesen. Jetzt, nach der Sturmflut vor vier Jahren, waren die Aufträge auf ein nie dagewesenes, solides Volumen angewachsen. Die Katastrophe, die zweitausend Menschenleben, zweihunderttausend Tiere und fünfhunderttausend Hektar Land gefordert hatte, war zu einem Zeitpunkt eingetreten, der für ein Baggerunternehmen einfach nicht günstiger hätte sein können. Während er seine privaten Berechnungen anstellte, hatte Doesburg, Fingerspitzen vor den Mund gelegt, den Mitarbeiter unverwandt angeblickt.

»Sollen wir es machen, Atie?« hatte er noch am selben Abend nach einer knappen Darstellung des Sachverhalts, ohne einen Zentimeter Spielraum, gefragt. Sie hatte ihm, in eine Sofaecke gekuschelt, zugehört, einen Roman umgedreht auf

dem Schoß. »Warum nicht?« antwortete sie träge und legte die Hand auf die Geschichte, als hielte sie alles, was darin geschah, sicherheitshalber mal eben fest, bis er zu Ende geredet hatte.

War es ihr ernst? Oder interessierte es sie nicht? Oder interessierte es sie lediglich in diesem einen, zufälligen Moment nicht und wollte sie es dabei, als Fatum, als Willensakt des Lebens, belassen?

Am Tag des Umzugs, bei zudem brütender Hitze, war Atie ausgezeichnete Laune, die auch gegen Mitternacht noch anhielt. Gustaaf, die Ärmel seines durchschwitzten Hemds aufgekrempt, stieg von der Leiter, klappte sie zusammen, stellte sie mit einer so trägen Bewegung an die Wand neben dem Bett, dass es schien, als dächte er währenddessen ernsthaft über etwas furchtbar Wichtiges nach. Er wandte sich zu ihr um.

»Geh erst mal duschen«, murmelte sie noch, als er sich an sie schmiegte. Sie spürte seinen Steifen, roch den Schweiß des zu Ende gegangenen Tages, wusste um seine schmutzigen Hände, Haare und Gesicht, ließ ihre Hand aber bereits gewähren, erst leicht nach oben über Hals und Ohr, um gleich darauf dorthin hinunterzugleiten, wo sie hingehörte, routiniert, ja, aber mit einem Interesse, das ihr ganzes Leben lang, wie sie meinte, nicht nachlassen würde. Sie hatte seinen Blick von eben natürlich aufgefangen und auch erwidert.

Der Umzug fand also statt. Mehr ist darüber eigentlich nicht zu sagen. Als Chef des expandierenden Saugbagger- und Transportunternehmens wäre Gustaaf weiß Gott nicht verpflichtet gewesen, sich vor Ort niederzulassen. Der Zug passierte in kaum einer halben Stunde alle dahinzuckelnden Schiffe auf dem Nieuwe Waterweg zwischen Rotterdam und dem Bahnhof Hoek, den die Familie Doesburg, mittlerweile an das Pfeifen gewöhnt, vom Standwal aus hatte sehen kön-

nen. Auch das Argument schulpflichtiger Kinder gab es nicht. Kaspar und Wijnand wohnten bereits in ihren Studentenbuden, Gymnasiast Jan fuhr ohne zu murren jeden Tag mit dem Zug nach Rotterdam, und ab September würde Luuk es auch tun.

Der einzige, der das unlogische Ereignis sofort ablehnte, war der damals zwölfjährige Luuk. Weil es so heiß war, hatten seine drei Brüder sich bei ihrer Ankunft, ohne nachzudenken, in den Zimmern im ersten Stock etabliert, er jedoch trotzte den Wüstentemperaturen des Dachgeschosses. Dort fand Atie ihn, als sie ihren Jüngsten einige Tage später suchte, ohne besonderen Grund, im schiefgedeckten kleinen Turm auf der Westseite, der die Front des Hauses ziemlich merkwürdig zierte. Diese Dinge sehen von weitem verrückterweise immer deutlich größer aus, als sie von innen tatsächlich sind. Atie und ihr Sohn stellten sich aneinandergeschmiegt ans Fenster, das gewölbt wie ein Vergrößerungsglas im runden Rahmen saß. Der Junge spähte zum Himmel hinauf, die Mutter zu einem im Bau befindlichen achtstöckigen Gewerbegebäude. Dass das sensible Bürschchen währenddessen den einen Himmel gegen einen anderen tauschte und sich möglicherweise die erste Aussicht seines Lebens vorstellte, auf diese Idee kam sie nicht. Sie hatte längst vergessen, dass sie ihm einmal davon erzählt hatte.

»Zwischen den Wehen ging ich jedesmal kurz ans Fenster, und du hast garantiert zusammen mit mir hinausgeschaut.«

Erzählt an irgendeinem Mittwochnachmittag, als er keine Schule hatte.

»Du warst zwei Wochen über die Zeit. Wir waren schon über eine Woche befreit, aber du wolltest ganz sicher sein, dass die Luft rein war, nicht?«

Luuk ist am 15. Mai 1945 geboren.

»Ich war so klar im Kopf wie noch nie in meinem Leben. Ich weiß noch, dass ich nicht nur den blauen Strich des Waterweg sah, inklusive der Schiffe, die auf ihm entlangkrochen wie Käfer, deren Beinchen man ja auch nicht sieht, dass ich aber gleichzeitig den schlammigen Hang unterhalb unseres Hauses sehen konnte, der sich jetzt, mit bestimmt tausend Irissen bewachsen, die allesamt blühten, als knallgelber Teppich bis zum Bahnhof erstreckte, in dem gerade, als ich mit dir im Bauch aus dem Fenster schaute, der Zug einlief. Warum, weiß ich auch nicht«, fuhr sie nach einem Moment fort, »aber in meiner Phantasie fährt dieser Zug danach jedesmal nach nur ganz kurzem Aufenthalt nicht fahrplanmäßig zurück nach Osten, also nach Rotterdam, sondern vielmehr nach Westen, ans Meer, und legt dann am Strand enorm an Geschwindigkeit zu, Richtung 's-Gravenzande und Den Haag.«

Luuk, ein dicker Achtpfünder, war problemlos innerhalb einer Dreiviertelstunde zur Welt gekommen.

Jetzt schaute er also wieder zusammen mit ihr hinaus, durch die gewölbte Fensterscheibe in einem anderen Haus.

»Was für ein Lärm, nicht«, sagte sie kläglich.

Obwohl man dort oben die ständig hin und her fahrenden Lastwagen im Baustellenbereich unten eigentlich kaum hörte.

Ihr erster Migräneanfall kam am Ende ebendieses fast durchgehend heißen Sommers. Als Atie zum erstenmal schwarze Flecken vor den Augen vorbeitreiben sah, hatte sie schon mal eine Bemerkung zum Gebrüll der Stadt gemacht, allerdings nur spöttisch, beiläufig, während sie duftende Dicke Bohnen enthülste oder so. Rotterdam war und ist eine tolle Stadt, in keiner Hinsicht mit Kopfschmerzen gleichzusetzen. Sie hatte

gelitten, die Stadt, und wie, unter den dröhnenden Formationen der Heinkel He 111, deren Besatzungen von der Vorsehung und vom Führer mit der großen Aufgabe betraut waren, eine Ladung Brandbomben über dem am dichtesten bewohnten Teil der Innenstadt abzuwerfen, vorerst noch nicht über den für die Weltwirtschaft wichtigen Häfen, und dann mit einem Bogen über die schöne blaue Maas wieder nach Hause zurückzukehren. Blut und Trümmer, Tod, vom städtischen Krankenhaus stand nur noch eine Mauer, die flammenden Flügel der Mühle De Hoop kreisten in rasender Geschwindigkeit, was für eine Niedertracht! Wie hätte eine ohnehin schon zur Plackerei neigende Stadt, nach vier Jahren Elend wuterfüllt, ihre Lücken und Löcher sonst schließen sollen außer durch den zum äußersten gesteigerten Einsatz ihrer eigenen Natur? Dieselgestank, Staub, Lärm, Türme aus Stein, Türme aus Glas, ein Gebäude nach dem anderen wird scheinbar willkürlich hingestellt, ist aber in Wirklichkeit ein scharf kalkuliertes, auf die Zukunft ausgerichtete Projektil typisch Rotterdamer Unternehmergeistes.

Aktivitäten aus dem Leben einer Stadt, nicht aus dem einer bestimmten Frau! Zwischen dem Wiederaufbau der weggebombten Stadtteile Hofplein, Hoogstraat, Grote Markt, Passage und Noordblaak und Aties gewaltigem Erbrechen am Mittwochnachmittag, dem 28. August 1957, besteht nicht der geringste kausale Zusammenhang.

»Mama, Mama, was hast du?!«

Es war Luuk, der sie im Dunklen am Rand des flämischen Bettes liegend fand.

Sie gab keine Antwort. Gerade erst von der Toilette zurück, der Sache noch keineswegs trauend, hatte sie die Knie bis zur Brust hochgezogen und achtete genau auf das, was in ihrem

Inneren vorging. Luuk konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Er konnte sich nicht erinnern, sie je tagsüber im Bett gesehen zu haben. Was lag sie da! Das rote Dunkel im Zimmer hatte ihn überfallen, er kam von draußen. Die Sonne stand auf den zu-gezogenen Blumentvorhängen.

»Was ist passiert, Mama ...?«

Doch die unwissende Atie, die zu dem Menschenschlag gehörte, der nie krank ist, bemerkte den Jungen kaum. So ein schweres Erbrechen überkommt fast jeden mal, aber es trifft sich besonders schlecht, wenn gleichzeitig auch noch eine rasende schwarze Spinne hinter den Augen tobt. Atie knurrte leise, nicht mal eben, sondern in einer Tour.

Luuk, auf der Bettkante sitzend, hörte es mit Entsetzen.

Wie schrecklich!

Wie schrecklich, ja. Nun ja, bei allem Entsetzen spürte er auch, die ganze Zeit, wie die Spitze eines Pfeils in einem Panzer, das Prickeln eines wundersamen Genusses. Ihm war etwas widerfahren, heute, am frühen Nachmittag. Als er am Strand von Hoek van Holland herumlungerte, war eine Reiterin auf ihn zu gekommen.

»Du hast bestimmt Feuer für mich.«

Eine Vision. Lebenslange Nachwirkung, und zudem wirklich passiert. Eine Frau auf einem Fjordpferd hat im herrlichen Seewind Lust auf eine Zigarette bekommen. Warum nicht? So etwas ist an sich nicht ungewöhnlich. Sie drückt die Knie in die Flanken des blonden Tiers und treibt es im Schritt zum Dünenrand hoch, wo noch immer eine Reihe von Bunkern der großartigsten militärischen Verteidigungsanlage steht, die es je gegeben hat. Er hatte die Schachtel bereits hervorgekramt. Jeder Schuljunge trug damals Schnur, Taschenmesser und Streichhölzer bei sich. Die Frau lockerte das Kinnband ihrer



Kappe ein wenig, bevor sie sich zu der Flamme zwischen ihren Händen beugte. Luuk sah zu, voller Angst, der Wind könnte die Flamme ausblasen. Berühre mich mit diesen Händen, streichel mich, würde er in späteren Jahren flehen, manchmal auch befehlen. Sie sog das Feuer in die Zigarette, was bestens klappte, richtete sich auf und inhalierte mit rundem, kleinem Mund. Küß mich wie ein Vogel, der seinen Schnabel mit einem zerkauten Regenwurm zu seinem Jungen bringt, mach mich wahnsinnig mit deinen runden Lippen, deiner trägen Zunge. Dies alles später. Jetzt, auf der Bettkante seiner Mutter, wusste Luuk lediglich hundertprozentig sicher, dass er morgen wieder in den Zug steigen, westwärts über den Deich fahren und genau zur selben Zeit an genau demselben Fleck stehen würde.

Er bekam einen Tritt gegen die Brust. Sie rannte schon wieder zur Tür, diesmal zum Badezimmer, die nächstgelegene Zuflucht. Ah! Atie, die es doch nicht schaffte und den Fußboden fürchterlich versaute! Atie, die sich in all ihrem Elend wohl gemerkt noch fragte, woher das bloß alles kommen konnte! Frühstück, Kaffee mit einem Keks, Mittagessen, so viel war das doch nicht gewesen?

Unten schrie Luuk ins Telefon.

»Ja! Ganz schlimm! Komm, Papa! Bitte!«

Gustaaf schaffte es in einer Viertelstunde vom Industriegebiet Westpoort in die Mathenesserlaan, Parkprobleme gab es in jener Zeit noch kaum. Er stolperte die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Atie hatte sich ins Kissen verbissen. Ihr Mann fiel auf die Knie, ergriff ihre Hände, sprang wieder auf. Himmelherrgott, was sollte er *tun*?!

Das Haus von Atie und Gustaaf Doesburg war groß, komfortabel und gemütlich. Doch als das Studienjahr wieder begonnen hatte, kamen Kaspar und Wijnand selbst an den Wochenenden nicht mehr immer nach Hause, sie hatten beide eine Freundin. Und wo bleibt Jan bloß? fragte sich Atie manchmal. Wo Luuk? Gut, Jan, Abiturient, saß oft in der Bibliothek, bis sie schloss, und Luuk, falls er zu Hause war, hockte in seinem Dachzimmer, mit weißer Decke was beschäftigt, Mathematikbücher waren es aber wohl kaum.

»Schule, Schule!« explodierte Gustaaf, als Atie ihn einmal besorgt darauf ansprach. Es klang böse, aber der Baggermann machte ein verdammt fröhliches Gesicht dabei. Und am nächsten Tag fuhr Luuk, der Sohn mit dem miserablen Zwischenzeugnis, mit dem Boss auf dem Hopperbagger mit. Wie clever diese Ungetüme doch sind, und auch noch selbstfahrend! Holland ist arm an Sand und reich an Wasser, das wissen diese Nachfahren der alten Baggermaschinen. Wie für einen Menschen ist auch für eine Maschine die Vergangenheit nicht weniger wichtig als die Gegenwart. Mit ihrem Eimerinhalt von 80 000 Litern tasten diese neuesten Typen die Ufer des Nieuwe Waterweg ab, saugen mit ihren Rüsseln in der Tiefe und verfrachten das Baggergut dann selbst an Land, wo immer irgendwo eine Stadt sehnsüchtig auf festen Boden wartet. Gustaaf Doesburg stand mit seinem Sohn auf der Brücke der *Adriana*, benannt nach seiner Frau, seiner ersten und unendlichen Liebe, und lauschte zufrieden dem Brüllen der Maschinen.

Nicht lange danach kam, unvermeidlich wie das Wetter, der Tag, an dem Atie ihrem Mann und den beiden noch zu Hause wohnenden Söhnen eine neue Mitbewohnerin vorstellte. Das war Anfang Januar, an einem Dienstag, an dem Luuk schulfrei hatte, wie er behauptete. Mitten am Vormittag traf er in der

Küche seine Mutter an, die mit einer anderen Frau Kaffee trank. Sie standen auf, beide strahlend.

»Das ist Marina«, sagte Atie.

Ihre Stimme klang hell, und ihr Gesicht war glatt und makellos wie das eines Mädchens. Verglichen mit dem August und September des letzten Jahres hielten sich die Kopfschmerzen zur Zeit ziemlich zurück. Auf Gustaafs Geheiß hatte Atie im Spätsommer einen Facharzt aufgesucht. Nach einem pharmakologischen Streifzug hatte sie begonnen, eine harmlose Tablette zu schlucken, dreimal täglich zwei Milligramm, die eigentlich gegen einen zu hohen Blutdruck war, unter dem sie nicht litt, und als Nebenwirkung möglicherweise auch bestimmte weibliche Hormone ein wenig beeinflusste. Was machte das schon, die Migräne wurde seltener und war dann außerdem erträglich.

»Das ist Luuk.«

Luuk gab der Frau die Hand. Er fand sie auf Anhieb sympathisch. Als ob er bereits spürte, dass sie seine Mutter mit einer ganz speziellen Art von Herzlichkeit umgeben würde, antwortete er bereitwillig auf die Art von Fragen, die nur dazu bestimmt sind, das Eis zu brechen.

Ob ihm die Stadt gefalle.

Ging so.

Als Gustaaf am späten Nachmittag nach Hause kam, lief Atie sofort zur Treppe und rief laut nach oben, ob sie, Marina, noch mal eben herunterkommen könne.

Dann: »Das ist Gustaaf.«

Was für jeden unmissverständlich hieß: Dies ist mein Mann, dies ist der Herr des Hauses.

Gustaaf streckte höflich die Hand aus. Natürlich wusste er, dass Atie das von niemandem benutzte Zimmer im Zwischen-

geschoss hatte vermieten wollen, sogar unbedingt, sie hatte ihm unwiderlegbare Argumente aufgezählt. Eigene Kochnische mit Gasanschluss, eigene Duschzelle. Schöner Balkon nach hinten hinaus. Wir leben in einer Zeit der Wohnungsnot, Gustaaf, weißt du?

»Das ist Marina.«

Das war Marina, eine nette Frau, schlanke Figur, aber doch schon über Dreißig, kein Mann, kein Kind. Das Auffallendste an ihr war das Zusammenspiel von Augen und Stimme. Als Marina auf eine Frage von Gustaaf zum Beispiel sagte: »Ich bin Sekretärin ...«, nachdenklich intoniert, als hätte sie erst an »Architektin« oder »Schauspielerin« gedacht und sich dann doch für »Sekretärin« entschieden, und nach kurzer Pause noch hinzufügte: »Und ich spiele Schach, in meiner Freizeit«, war Atie hingerissen.

»Pferde?«

Luuk nickte. »Eine ganze Reihe«, sagte er dann.

Er und Atie saßen an einem Julivormittag auf der Terrasse des Café-Restaurants De Kroon und tranken Cola und Kaffee. Es war schönes Wetter. Der Wind bewegte die Blätter der jungen Birken, die man im Frühling entlang dem Bürgersteig gepflanzt hatte.

»Die sind eines nach dem anderen über die Planke an Land geklettert, man konnte sehen, wie der Kahn hochkam.«

Er betrachtete die tanzenden Lichtflecke auf der Tischdecke. Als er vorhin vom Hofplein kommend hier entlanggeschlendert war, hatte er gesehen, wie der Arm seiner Mutter in die Höhe ging. Sie saß in der Sonne auf der Terrasse, hatte sich gefreut, ihn zu sehen, und würde, wie es ihr zur Gewohnheit geworden war, den ganzen weiteren Donnerstagvormittag damit verbringen, auf dem Markt einzukaufen. Er selbst schwänzte, das regte zu Hause keinen auf, er würde sein erstes Jahr auf der höheren Schule ja doch wiederholen müssen. Also streifte er durch die Stadt. Und hatte vor etwa einer Stunde am Schiehaven gesehen, wie eine Ladung Schlachtpferde gelöscht wurde. Damals gab es am Rand des Westzeedijk noch ein paar kleine Pferdeschlachthöfe, ordentliche, von den städtischen Fleischbeschauern kontrollierte Betriebe mit einer gefliesten Halle, einem Kühlraum und dazu einem Stall und einer kleinen Weide für den Fall, dass zu viele Tiere auf einmal angeliefert wurden.

»Es waren sieben. Sie bogen nach rechts in den Sint-Jobsweg«, erzählte Luuk.

Das erste Pferd wurde von einem Treiber am Halfter geführt, die anderen stapften bereitwillig hinterher. Auch neben dem letzten Pferd war ein Mann gegangen, die beiden blieben etwas zurück, so mühsam kam das Tier voran.

»Ein schönes, großes Pferd mit solchen pantherartigen Flecken, du weißt schon ...«

»Ein Appaloosa«, sagte Atie.

Er war der Prozession mit einigem Abstand gefolgt und zu den Gebäuden und der kleinen Weide gelangt. Das erste Pferd war schon nicht mehr da, die anderen hatte man auf der Weide gelassen. Der Mann von dem Appaloosa sah ihn vom Zaun aus an, als hoffe er, dass Luuk sich zu ihm gesellen würde. Das geschah. Luuk erfuhr von dem Besitzer, dass der Traberwallach, dreizehn Jahre alt, sich vertreten hatte.

Sein Blick kreuzte den von Atie, offenherzig, aber ohne etwas Bestimmtes zu übermitteln. Er senkte die Augen.

»Sich vertreten ...« wiederholte er.

Atie erklärte ihm, dass Lahmen bei einem Pferd zu den unheilbaren Krankheiten gehört. Gerade steuerte die Kellnerin den Nachbartisch an. Atie beugte sich vor.

»Wollen wir ein Puddingteilchen bestellen?«

Und als er keine Antwort gab: »Ja, oder? Du bist auf einmal so blass.«

Er aber stand abrupt auf. Offenbar wollte er weiter.

Er wollte nach Hause, auf der Stelle. Bilder, die man vor seinem geistigen Auge auftauchen sieht, können auch den Klang, das Gefühl, den Geschmack und einen ekelerregenden Gestank mit sich bringen.

Luuk drängte sich durch das Einkaufspublikum auf der Lijnbaan. Ihm war schlecht, weil er vor einer Stunde zwei in himmelblaue Overalls gekleidete Mädchen, zwei dicke Dinger mit blonden Pferdeschwänzen, ein Puddingteilchen hatte essen sehen und auf dem Fliesenboden zwischen ihnen, zu ihren Füßen, einen Trog mit Blut bemerkt hatte, das bereits zu gerinnen begann, was man aus der breiigen Oberfläche und der bräunlichen Farbe schließen konnte. Ihm war schlecht, weil er die eine hatte prusten hören: »Und du hast noch gefragt, wieviel Liter Pferd kommt denn da raus?!«, und die andere hatte maulend entgegengehalten: »Mein Gott, ich hab mich einfach versprochen«, worauf er dann den Schlachter, den Fachmann, der die Halsschlagader aufgestochen hatte, von einer Zwischentür aus ruhig hatte erklären hören: »Sie haben zwanzig Liter Blut, übern Daumen gepeilt.« Luuk war nach dem Gespräch mit dem Besitzer des Appaloosa, doch neugierig, eben mal in Richtung Schlachtraum gegangen. In dem Kabuff nebenan hatten sie gerade Frühstückspause gemacht, diesmal ein wenig festlich, weil zwei interessierte Freundinnen zu Besuch gekommen waren.

Jetzt eilte er also die Lijnbaan hinunter und danach über den Oude Binnenweg und die Mathenesserlaan nach Hause. Ihm war schlecht, weil beim Zertrennen des Brustbeins, dem Abhacken der Beine, dem Herausschneiden der Zunge und dem Ausschöpfen der dampfenden Eingeweide ein Gestank aufsteigt, der sich in der ganzen Umgebung ausbreitet und einem, vor allem wenn man nicht daran gewöhnt ist, noch einen halben Tag lang wie lauwarmer Brei im Mund hängenbleibt.

Aus dem Briefkastenschlitz hing keine Schnur zum Öffnen der Tür. Luuk schloss daraus, dass niemand zu Hause war. Während er auf dem kleinen Weg zwischen den Häuserblocks

zur Rückseite ging, musste er, ob er wollte oder nicht, daran denken, wie eines der beiden Mädchen, wohlgermerkt während des Schleckens und Kauens, von der aus der Kehle geschnittenen Zunge angefangen hatte. Was sie darüber gesagt hatte, unterschied sich in nichts von dem, woran er sich in diesem Moment erinnerte. Das Pudding schleckende Mädel hatte gesagt, sie hätte diese Zunge so *wahnsinnig* lang gefunden, so *wahnsinnig* interessant, weil sie sich einfach immer weiter bewegte, und sie hatte sie vor allem so *wahnsinnig* ulkig gefunden, weil sie, obwohl mausetot, einfach nicht aufhören wollte mit diesem *wahnsinnigen* Geschlängel!

»Als ob sie noch, ich weiß nicht was, zu erzählen hätte, nicht?«

Nur dass ihm jetzt kotzübel davon wurde.

Er holte den Schlüssel unter dem Blumentopf hervor, schon stand er in der Küche. Töpfe und Pfannen, Tisch, Stühle, Herd, auf der Matte lag eine Strickweste von Marina. Bis auf den tröpfelnden Wasserhahn war alles still. Ohne auch nur einmal zu blinzeln, starrte er eine Weile auf alle diese völlig unbewegten Dinge, als sei ihm klar, dass sie zu ihm sagten: Du bist daheim, hörst du, hier wird alles liebevoll instand gehalten; das Abtropfgestell, die Kaffeekanne und die Obstschale musst du als gerahmtes Gemälde betrachten, ein Stilleben, das wie alle Stilleben erzählt, dass sich das menschliche Dasein, so dramatisch es auch sein mag, vor allem aus kleinen Dingen zusammensetzt. Kaffeetrinken, Abwaschen, Einkaufen ...

Woher hätte er wissen sollen, dass alle diese rechtschaffenen Gegenstände um ihn herum in Wirklichkeit Requisiten waren? Teil der Vorstellung, die ihn im Obergeschoss erwartete? Ohne Pardon, faktisch bereits begonnen?



Natürlich, er hatte sich bereits seit einer Weile gefügt. So läuft das doch immer, oder? Und die häusliche Atmosphäre hatte nicht wenig dazu beigetragen. Man kann insgeheim sehr lange sein eigenes ehemaliges Zimmer und den Geruch toter Fische am Strand zurückfordern, doch wenn zu Hause alle der Meinung sind, das Haus an der Mathenesserlaan sei, in Anbetracht des Immobilienmarkts, ein cleverer Kauf und die Schule schön nah und die Zugverbindung zu den Studentenstädten Utrecht und Leiden einfach ideal, dann findet man das nach einer Weile ebenfalls. Luuk, in die Stille der Küche aufgenommen, empfand zum erstenmal, dass er vielleicht doch nicht in einem völlig verkehrten Haus gelandet war. Der Wasserhahn tröpfelte ruhig. Und durch die halb-offene Tür konnte man am Ende des Flurs die vollgepackte Garderobe sehen und die Damenschuhe darunter, von Marina und Atie.

Die beiden Frauen des Hauses. Altersmäßig lagen sie fünfzehn Jahre auseinander. Sie verstanden sich mehr als gut. Ob man es als Freundschaft bezeichnen konnte? Sie gingen nie zusammen in die Stadt, gingen nie bummeln, Kaffee trinken oder Kleider anprobieren, und sie besuchten auch nie ein Kino. Was zwischen ihnen war, geschah zu Hause. Wenn Luuk und Jan aus der Schule kamen, konnten sie ihre Mutter überall im Haus antreffen, in allen möglichen Stimmungen, war jedoch die Untermieterin bei ihr, dann war sie fröhlich. Marinas Sekretärinnenarbeit fand offenbar unregelmäßig statt. Es konnte vorkommen, dass sie mitten an einem Mittwochnachmittag im Badezimmer an Aties langem Haar die Spitzen abschnitt, die in Ballerinas steckenden Füße entschlossen zwischen den Büscheln auf den Bodenfliesen. »Richtiges Bauernhundehaar!« so pries sie Aties kräftiges Haar von unbestimm-

tem Blond. Sie selbst hatte so einen Doris-Day-Schnitt. Mit dem muss man zum Friseur.

Fest steht, dass die gesamte Familie ihre Anwesenheit angenehm fand. Weil sie fast jedes Wochenende und auch im Urlaub zu Verwandten nach Gelderland fuhr, begegneten Kaspar und Wijnand ihr nur selten. Trotzdem fragten die beiden Studenten, wenn sie mit ihren stinkenden, vollgestopften Taschen nach Hause kamen, unweigerlich: »Ist Marina nicht da?« Luuk machte gerade eine Phase großer Verlegenheit, ja Bitterkeit gegenüber Mädchen durch. Dann konnte am Freitagabend, an dem Marina immer mit bei Tisch saß, viel Trost von der Art Erotik ausgehen, die entsteht, wenn in einer normalerweise vorwiegend aus Männern bestehenden Tischgesellschaft auf einmal zwei gesellige Frauen sitzen.

Wer sich jedoch, abgesehen von Atie, am meisten über die Anwesenheit der Untermieterin freute, war zweifellos Gustaaf. Auch ihn hatten der neue Geruch, die veränderten Gewohnheiten im Haus bezaubert. Dennoch spürte er, ohne sich auch nur im geringsten darein zu vertiefen, so ein Psychologe war er nicht, dass dieses leichte Prickeln in der Luft in erster Linie etwas zwischen Atie und Marina war. Angenehme Begleiterscheinung derweil für ihn: Sie, Atie, zeigte sich anhänglicher denn je, wuschelte ihm, wenn er nach Hause kam, durchs Haar, setzte sich rittlings auf seinen Schoß, ließ ihn übermütig das volle Gewicht ihrer Weiblichkeit spüren, stieg zu ihm in die Badewanne, um mit ihm zu plaudern, kraulte ihn mit den Zehen zwischen den Beinen, solche Dinge.

Aber Marina. Ja, Gustaaf fand sie nett. Er fand sie in erster Linie wegen Atie nett. Einmal, als Atie wieder von einer besonders schlimmen Migräne heimgesucht wurde und er den Kopf durch die Tür ihres Zimmers steckte, sah er, sich im Dunkel

schwarz abzeichnend, Marina zusammengekauert am Fußende bei ihr auf dem Bett sitzen. Eine düstere Gestalt in einem düsteren, schmerz erfüllten Zimmer. Erst als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er, dass sie Aties Füße massierte. Er war eine Weile stehengeblieben und hatte zugeschaut. Zufrieden, nein friedlich, fast ein wenig sentimental, stellte er sich vor, wie diese kleinen festen Hände sich um Aties Füße schlossen, sie nacheinander rieben und streichelten, Dau-men am Spann, Finger an der Sohle, Finger um die Zehen, und dafür sorgten, dass die Schmerzen sehr viel geringer waren, als sie normalerweise gewesen wären.

Nun stand an fast derselben Stelle, man hätte mit Kreide einen Kreis darum malen können, der jüngste Sohn des Hauses. Der nicht in seiner üblichen Art nach oben getrampelt war, zwei Treppen hinauf, um sich in dem schiefergedeckten Türmchen zu überlegen, was er nun wohl mit dem Rest dieses eigentlich besonders angenehmen freien Tages anstellen könnte, sondern hinaufgeschlichen. Vor einer Minute, noch in der Küche, hat er ein Geräusch gehört, das er nicht sofort einordnen konnte. Am ehesten glich es den heiseren Bell-Lauten eines jungen Hündchens. Eigenartig ...

Er trat keinen Schritt aus dem Kreis heraus. Was er sah, war folgendes. Sein Vater steht mit dem Rücken zu ihm, zum Teil verdeckt durch einen Palisanderstuhl, das einzige in diesem Zimmer, das wirklich ihm gehört, alt, ein Erbstück aus der Familie Doesburg, und drückt Marina in Richtung Bett. Irgendwann wird der Sohn sich fragen, warum in Gottes Namen sie es hier taten, denn die Untermieterin hatte in diesem Haus doch ihr eigenes Zimmer, ihr eigenes Bett, oder? Jetzt schaut er nur. Sein Vater, in dem Hemd und der guten Hose, die er

wegen der für den Nachmittag angesetzten Direktionssitzung gerade angezogen hat, folgt der rückwärts gehenden Marina, die Hände auf ihrem in ein zitronenfarbiges Sommerkleidchen gehüllten Hinterteil, auf Pobacken, Hüften. Er klebt wie ein äußerst intimer Tanzpartner an ihr. Als die Umrandung des flämischen Betts klarmacht, dass sie ihr Ziel erreicht haben, erscheint Marinas Gesicht für einen Moment über der Schulter seines Vaters. Luuk begegnet ihrem Blick, der nicht wiederzuerkennen ist. Unheimlich, findet er, kalt, erschreckend. Sekundenlang sehen sie sich direkt in die Augen.

Zwanzig Meter von der Kreuzung Mathenesserlaan/Hooi-drift entfernt gab es damals noch eine heruntergekommene kleine Grünanlage, gerade ausreichend für ein paar Kinderspielgeräte. Später sollte sie zu einem Hundeausführplatz umgewidmet werden. Trotz des schönen Wetters waren die Kleinen aus der Nachbarschaft in diesem Moment nicht da. Zwischen der Wippe und der Lauftonne, die gut einen neuen Anstrich beziehungsweise ein paar neue Hartholzplatten hätten gebrauchen können, stand hier an diesem Vormittag nur ein Junge, ein Schüler, und starrte mit hängenden Armen vor sich hin. Dann griff er sich plötzlich wütend an den Kopf, wühlte in seinem Haar, zog ein paar Grimassen und stürzte davon.

*Davon abgesehen, nichts Besonderes.* An jenem Abend wurde wie immer um sechs Uhr gegessen. Auch am nächsten Abend setzten sich Gustaaf und Atie mit zweien ihrer Söhne, Jan und Luuk, zu Tisch, am Freitag darauf war Marina wieder dabei, heiter, herzlich, schlank in ihrem zitronengelben Kleid (ihre Schwangerschaft sollte noch fast zwei Jahre auf sich warten lassen), und ausgerechnet an jenem Wochenende kamen die beiden Studenten wieder einmal nach Hause. Es war richtig gemütlich.

Luuk aß die ersten Tage nach dem Vorfall nur widerwillig. »Nimm doch noch etwas«, sagte Atie besorgt, und Marina streckte bereits den Arm nach der Schüssel am anderen Tische aus. Der Junge gehorchte verdattert. Dass eine Frau einem einfach den Kartoffelsalat reichen und einen dabei mit einem Gesicht ansehen kann, das zu nichts anderem gehört als zu ebendiesem Moment, konnte er nicht fassen. Wo hatte sie jene anderen Momente gelassen? Mitgenommen in ihr eigenes Zimmer, unter dem Kopfkissen versteckt? Sie sah ihn ohne die geringste Verlegenheit freundlich an, nicht nur jetzt, sondern jedesmal, wenn sie ihm im Treppenhaus oder auf dem Flur begegnete, und schob sich an ihm vorbei, als existierten jene Augenblicke, realiter betrachtet, gar nicht, in denen sie sich so nachdrücklich angestarrt hatten.

Ach, die Realität, die diensttuende Sekunde ... Hatte Marina davon irgendeine Ahnung? Und von dem Gedächtnis, das

schon weiß, was es mit den anderen, den weggeschmuggelten Sekunden anfangen soll? Die Wahrheit ist, dass Luuk, als er begriff, was da vor seiner Nase geschah, sich nicht aus dem Staube gemacht hat, wie ein ungeschriebenes Gesetz es in solchen Situationen zu verlangen scheint, sondern stehengeblieben ist, wo er stand. Der wie an den Boden genagelte Junge hat sich die Liebesumarmung von A bis Z angeschaut, eine Hahnenummer übrigens. Gustaaf Doesburg, nur kurz nach Hause gekommen, um sich für die Sitzung mit den Chefs des Zentralen Baggyverbands umzuziehen und dann wieder ins Auto zu steigen, hatte sich zwar noch die Zeit genommen, sein Jackett auf den Boden fallen zu lassen, nicht aber zum Beispiel, seine Schuhe auszuziehen. Seine Krawatte: angelassen, sorgfältig gebunden.

Kurz darauf begannen die Sommerferien, und Marina verschwand, um mit ein paar Schwestern und einem Schwager auf irgendeine kleine Reise zu gehen. In die Schweiz war sie gefahren, nach Luzern, erzählte sie, als sie nach dreieinhalb Wochen zurückkehrte. Die Stadt liegt an einem wunderschönen See, sagte sie, an Luuk gewandt. Sie sah ihm dabei in die Augen, als teile sie ihm etwas Phänomenales mit.

»Die Berge rund herum sind blau, die Häuser ganz weiß.«

*Das Kind war von ihm*, die Schwangerschaft gehörte Atie. Es dauerte, wie gesagt, noch fast zwei Jahre, bis Marina in andere Umstände kam. Das war kurz vor ihrem vierunddreißigsten Geburtstag. Zuerst konnte sie es kaum glauben. Zwischen ihr und Gustaaf bestand kein Liebesverhältnis. Es hatte sich lediglich dann und wann unter bestimmten Umständen so ergeben. Wie oft? Wenn sie sich Mühe gab, könnte sie die Zahl exakt ermitteln. Aber das Erlebnis an sich? Marina war eine Frau, die irgendwann, mit Anfang Zwanzig, ihre erste Liebe an eine andere Frau verloren, aber nicht zu lange getrauert hatte, weil die Welt schließlich voller Männer ist, was sie dann auch am eigenen Leibe erfuhr, sie ging aus, erhielt Briefe, Blumen, Anrufe, die natürlich gelegentlich zu intimeren Situationen führten, aber, so schmunzelte sie einmal erstaunt, alles blieb so verschwommen, so völlig irrelevant! So kam es, dass sie, inzwischen über Dreißig, mittwochs abends in den Schachclub ging, sich aber nicht ein einziges Mal in den Denker auf der anderen Seite des Bretts verliebte, an den Wochenenden ins Familienhaus in Voorst fuhr, und das alles, ohne auch nur einen Augenblick lang Unbehaglichkeit wegen ihres Lebens zu empfinden, sie würde schon sehen ... und bei funkelndem Schnee eines sonnigen Januartags ein Zimmer in der Mathe-nesserlaan bezog.